

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

292 (15.12.1932) Blatt der Frau

Reinhold Jank Sings

Geht euern Kindern Arbeit!

Für die Pflege und Kultur des jungen Körpers

Die Pflege und Kultur des jungen Körpers stimmt im wesentlichen mit den Grundgedanken der Säuglings- und Kleinkinderpflege überein. Luft, Sonne und Bewegung wird das Kind auch weiterhin suchen und finden, dem diese heiligen Dreieck von der Säuglingszeit her geläufig sind. Ich habe weniger vom „Spielturnen“ in der ständigen Turnhalle als vom frühfröhlichen Lummeln im Wald und Wiese, vom Bearbeiten des eigenen kleinen Gartens oder vom Helfen im Haushalt. Was so ein kleines Persönchen schon für seine Gartererträge zuwege bringt, wenn man seine Leistungen nur ernst genug nimmt! Was es mit Spaten, Harke und Gießkanne unter Mutters ernsten Augen schafft, das sei bei rechter Durchführung von der gleichen guten und großen Bedeutung, als wenn ein Bauer sein Feld bestellt! Wer aber glaubt, über die ersten tastenden Arbeitsversuche seines Kindes lachen, ja nur lächeln zu dürfen, in der leidigen Lieberhebung des Erwachsenen, der darf nicht schelten, wenn sein Kind „seinen“ Ertrag nicht schenkt, sich vielmehr allzu bald in Dummheiten und Streichen ausdient. Welch herrlicher Lohn, wenn die Mutter ernst und dankbar ihrem Jungen seine ersten, taunassen Salatspieß für den Mittagsisch abhaut zu wohlbedientem Marktpreis! Wie stolz fällt die kleine braune Hand Vaters Blumenwänschen auf dem Schreibtisch mit selbstgepflanzten Blüten, und wie köstlich schmecken bei fröhlicher Arbeit die selbstgepflanzten Petersilien und Erdbeeren!

Meine kleinen Mädchen helfen mir schon tatkräftig in Haus und Küche, lange Jahre, ehe die Schule sie mir fortspottet. Wir leisten etwa zwei Morgenstunden für unser gemeinsames Gewinn

jezt, und die Arbeit wurde monatlich belohnt wie die Tätigkeit jedes fleißigen Menschen. So lernten die Kinder früh über Geld vernünftig verfügen und seinen Wert richtig einschätzen. Der Lohn (10 Pfennig pro Tag) wurde geteilt oder vermindert bei offenerer Faulheit, erhöht an Tagen besonderer Leistungen, doch nie etwa an Tagen besonders guter Laune bei Vater oder Mutter, wie ich das oft im Bekanntenkreise beobachtet habe. Der unerfütterliche logische Zusammenhang zwischen seiner eigenen Anstrengung und dem Erlöse von außen muß dem Kinde aus frühesten Erfahrungen ausgehen. Mit drei Jahren kann eine kleine Tochter schon Porzellan abtrocknen und forttragen. Was zu und forttragen, aus Keller und Bogen Sack herbeiholen. Mit sechs Jahren ist das gleiche Kind der Mutter wertvollste Stütze. Es kennt den Platz aller Gegenstände im Haushalt und findet Geübtes schnell. Es ordnet von selbst, wo die Ordnung durchbrochen wurde, und niemand braucht ihm seine Spielsachen oder seine Kleider nachzuräumen, wenn nur die Mutter ein- für allemal den rechten Platz dafür bestimmt hat und — selbst immer einhält. Vom vierten Jahre an pflügen sich unsere Kinder die Schuhe selbst, die beim Heimkommen gewechselt werden. So hüten sie sich wohl, in Hülsen oder Schlamm herumzutappen, was manchem verdünnten Schmutzflinken von acht Jahren noch ausgiebigen Spaß macht.

Sei's nun am Gartenbeet oder beim Schöpfen treppauf, treppab, wo der kleine Körper sich bückt, beugt und wendet, wo Arme, Beine, Hände und Füße, Nacken und Rückgrat beschäftigt sind, überall ist die Freude dabei! Ich zwingen mein Kind nicht zur Arbeit, aber es zwingt sich oft

selbst! Und dies ist der tiefste Gewinn dabei und der erste Schritt auf dem Wege zur Freiheit. Es ist nicht allein der ausbleibende Lohn, der einen Zwang im Kinde selbst auswirkt — ein Kind, das regelmäßig sein Geld bekommt wird weder geldgierig, noch nachhaft sein —, sondern es ist die fehlende Befriedigung, der Schatten auf der Tagesfreude, der das Kind sich regen heißt, selbst wenn die Mutter anerkennend sagt: „Nun ruh dich erst mal ein bißchen aus!“ Welch fröhliches Spielen nach getaner Arbeit mit den Nachbarkindern, welche Wägen durch Wald und Feld am Sonntag, wenn man die Woche hindurch recht fleißig gemeint ist!

Doch die Kleider möglichst wenig hindern dürfen im Orange des Kindes nach Bewegung, Luft und Sonne, ist auch zu dieser Zeit selbstverständlich. Hemdchen und Spielhöschen, später Hemdchen, Kittelunterrock und Kittelkleid — oder Hemd und Trägerhose — sind als Arbeits- und Kittelkleid praktisch und schön. Ein Mädchen, das sich Sonntags vor lauter Spizen und Bolants nicht auf den Rollen sehen darf, ist ein armes Opfer der mütterlichen Eitelkeit und Geschmacklosigkeit — kein junger freier Mensch. Die rechte Mutter wird verstehen, ihrem Kind das Gewand zu geben, das seiner Eigenart am vollkommensten entspricht, selbst wenn sie ganz auf Schmeerweiß und Blütenrot und auf gefärbte Seidenbänder am Sonntag verzichtet. Ein natürliches oder gebähtes Kränzlein im Haar wird den meisten Kindern und Großkn auch besser gefallen als die steife propädeutische Haarfrisur im dünnen Schwänzchen, und Barfüßchen oder braune Sandalen sind allemal schöner als Lackhufe.

Anni Weber.

Der Dichter der „Roten Lanzen“

Im Verlag „Der Böhmerkreis GmbH“, Berlin SW 61, erschien soeben der Roman „Die Roten Lanzen“ von Arturo Hilar-Vietri. (Preis 4,30 Mark.) Der Roman schildert den Unabhängigkeitskrieg Südamerikas gegen die spanischen Unterdrücker vor 100 Jahren mit allen seinen wilden Abenteuer, unerhörten Strapazen und heißen Kämpfen. Im nachfolgenden — der Abzählung ist dem Vorwort des Übersetzers G. S. Neundorff entnommen — schildert der Autor seinen Werdegang und erzählt, warum er den Roman „Die Roten Lanzen“ schrieb.

Ich bin am 16. Mai 1906 in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas, geboren. Vaterlicherseits stamme ich von Deutschen ab. Mein Urgroßvater war der in Hannover gebürtige General Johann von Uslar, Adjutant des Herzogs von Wellington. Er ging 1818 nach Venezuela, um dort für die Unabhängigkeit zu kämpfen. Nach Beendigung des Krieges ließ er sich dauernd im Lande nieder. Ich habe sehr früh, fast noch als Kind, begonnen, mich mit literarischen Berufen zu beschäftigen. Mein erstes Buch, eine Sammlung Kurzzerzählungen, wurde in Venezuela im Jahre 1928 veröffentlicht; einiges davon ist ins Französische, Deutsche, Italienische, Portugiesische und Russische übersetzt worden. Zur Förderung fortschrittlicher Gedanken und neuer Formen in der Literatur gründete ich mit einigen Freunden die inzwischen einflussreiche Zeitschrift „Valencia“, die einen entscheidenden Einfluß auf die junge Schriftstellergeneration in Lateinamerika geübt hat.

In der Universität Caracas studierte ich die Rechte, promovierte darauf und lebe seit 1929 als Geschäftsführer in Paris; auch bin ich Mitglied der venezolanischen Abordnung beim Völkerbund. Ich habe Frankreich, Belgien, die Schweiz, England, Spanien, Ägypten, Italien, Palästina, Indien und den Libanon bereist und bin im Begriff, über meine Erlebnisse auf diesen Reisen ein Buch mit dem Titel „Stationen“ zusammenzustellen.

„Die Roten Lanzen“ sind eine romanhafte Darstellung der großen lateinamerikanischen Unabhängigkeitszeit. Ich wollte darin gewisse Gedanken und Beobachtungen, die aus meinen geschichtlichen Studien stammen, in dramatischer Weise verleben.

Das spanische Amerika, dreihundert Jahre unter der unbedingten Herrschaft des Mutterlandes, in völliger Unkenntnis der europäischen Entwicklung erhalten, ist einer künstlich verhängenen Nacht unterworfen, konnte nicht von heute auf morgen zu einem Volke werden, das im vollen Bewußtsein seiner Rechte nach Freiheit ruft. Dennoch erscheint der Unabhängigkeitskampf als ein beinahe unerklärliches Geschehen.

Mein Roman versucht, die eigentlichen Ursachen und das Wesen der lateinamerikanischen Revolution zu verdeutlichen. Urheber waren einige Männer aus höheren Ständen, die auf Grund geheimer Lektüre zu liberalen Ideen gelangt waren. Das Volk als Ganzes hatte anfangs nicht die geringste Ahnung davon, worum es sich handelte und was der Krieg bezweckte. Es wurde in den Kampf hineingerissen, fühlte alle wilden Triebe in sich erwachen, die in der Kolonialzeit zum Teil geschlummert hatten, und fand Genuß an der Anarchie des Krieges in einem riesigen, dünn besiedelten Lande am Rande des Meeres des Stürzens. So sah es ein vierjähriger Krieg, der zu den blutigsten der Weltgeschichte gehört. So mania begriff das Volk den Sinn des Aufstandes, daß die große Mehrheit anfangs unter der spanischen Fahne kämpfte. Die Wildheit des Krieges in Venezuela nahm derartige Ausmaße an, daß das Volk sehr bald unerhörte kriegerische Instinkte entwickelte, was es erklärlich macht, daß die spanischen Könige trotz der schwachen Bevölkerung des Landes die meisten Expeditionen gerade hierin landen mußten, und daß venezolanische Soldaten und Offiziere überall mitkämpften, wo es gegen die Spanier ging: in Panama, Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien. Schließlich wurde in der Schlacht bei Ayacucho die Freiheit ganz Lateinamerikas errungen.

Die weltliche, durch den Krieg bestimmte Bildung der lateinamerikanischen Völker, die sich in meinem Roman widerspiegelt, erklärt die lange, traurige Zeit ewiger Revolutionen und militärischer Erhebungen, die Lateinamerika bis auf den heutigen Tag geschädigt und arm gemacht haben. In den Kriegen ging der bessere Teil der Völker zugrunde; die Macht lag in Händen von Männern, die im Kriege trotz zu Einfluß gekommen waren und kein anderes Gesetz kannten, als Gewalt; keine andere Tugend gab es für sie, als den persönlichen Mut. Aus diesem Grunde gingen die genialen Gedanken großer Persönlichkeiten, wie Miranda, Bolívar und Sucre, entweder ganz zugrunde oder wurden verfaßt; die bluttrunkene Nachkriegszeit, die sich in Kämpfen leichter Triumphe erworben hatten, sahen ihr Land als eine persönliche Beute ihres Schwertes an.

Mein Buch ist also vor allem eine Mittelschilderung. Es beginnt mit der Darstellung der Konflikte und der Kolonialzeit einer müden, fast paradiesischen Epoche deren Menschen kaum ein Selbstbewußtsein kannten. Plötzlich ändert sich der Lebensrhythmus vollkommen; es beginnt die Zeit des Krieges. Wer nie Blut vergossen hatte, mußte es jetzt lernen; wer bisher träumend dahinvegetiert hatte, begann jetzt ein Leben voller Abenteuer und Gefahren. In fünfzehn Jahren wurden drei Jahrhunderte geistigen Schlummern nachgeholt. Das ist der wahre Charakter der politischen Ereignisse, die „Gründung Lateinamerikas“ heißt. „Die Roten Lanzen“ erheben den Anspruch, es darzustellen.

Ehereform in der Sowjetunion

Von der Ehe in Sowjetrußland macht man sich in Westeuropa oft eine falsche Vorstellung. Von Sowjetrußland wird sie als absolut unverwundlich und das Sowjetgesetz für die Ehe als unumstößlich bezeichnet. Kluge Sowjetbürger wieder sehen nur das Gute und preisen die Ehegesetze in der Sowjetunion als die ideale Regelung des menschlichen Zusammenlebens. Es erscheint deshalb angebracht, den großen Versuch, den die Sowjets mit ihren Ehegesetzen unternommen haben ganz objektiv zu betrachten und politische Motive von Sowjet-Freunden und -Feinden aus dem Spiele zu lassen.

Seit der Revolution ist die neue russische Ehegesetzgebung in Kraft. Ehehziehung und Ehegesetze sind dadurch so leicht gemacht worden, daß man sie jährlich mehrere Male vornehmen konnte. Zwischen einer Heirat und einer Scheidung mußte nach einer Bestimmung nur eine Frist von zwei Monaten eingehalten werden. Alle Ehehziehung und Ehegesetze waren so einfach, daß man sie noch niemals und nirgends zuvor. Man lernt sich aber, wenn man glaubt, daß durch eine Scheidungsepidemie in der Sowjetunion ausgebrochen sei. Auch Erzfälle der sogenannten „freien Liebe“ waren nur sehr selten. Prozentual ist die Scheidungsziffer in Amerika, trotzdem die Kirche dort das Ehegesetz scharf überwacht, viel größer als in der Sowjetunion. Heute

werden schon genaue Statistiken über Scheidungen in der Sowjetunion geführt, und sie lassen erkennen, daß das Gesetz freie Ehe nicht zu Erzfällen geführt hat.

Trotz dieser Erfahrungen haben sich die Sowjets entschlossen, das Ehegesetz in einer Richtung zu reformieren, die für viele Kreise der Sowjetöffentlichkeit unverständlich ist. Die neuen Reformpläne, die gegenwärtig in Moskau lebhaft erörtert werden, bedeuten einen Rückzug der Sowjets in dieser Frage. Verschiedene amtliche Sowjetstellen behaupten, daß es geteilt, die „ethische Ehe“ zu schützen. Es gibt Mosauer Theoretiker, die trotz der nicht schlechten Erfahrungen mit dem Sowjet-Ehegesetz behaupten, es sei viel zu frei und müsse reformiert werden! Bisher kannte das Sowjetgesetz bei Ehehziehungen eine Scheidungsgründe. Das war der radikalste und wichtigste Punkt des Sowjetgesetzes. Wenn zwei Ehegatten gewillt waren, sich zu trennen, dann genügte dieser Grund um eine Ehegemeinschaft aufzulösen. Gegen diesen Punkt nennen nun gewisse Mosauer Parteipolitiker an, und wie man hofft, gegen ihn die Sowjetregierung Gehör. Die Aufhebung dieser Bestimmung würde bedeuten, daß jede Ehehziehung „Gründe“ haben muß und damit auch einen „schuldbigen Teil“. Also entwidert sich dieser Reformplan ganz nach dem sonst so erbittert von den Sowjets bekämpften westeuropäischen Ehegesetz. Bisher wurde auch in der Sowjetunion eine Lebensgemeinschaft

zweier Menschen, wenn sie auch standesamtlich nicht eingetragen war, ganz als gleichgestellt mit einer gesetzlichen Ehe betrachtet. Der Reformplan ermächtigt aber auch einen Unterschied zwischen einer eingetragenen Ehe und einer einfachen Lebensgemeinschaft vor dem Gesetz. Also auch in diesem Punkte ein großer Rückzug.

In den Mosauer Arbeiterkreisen diskutiert man sehr eifrig über die erwarteten Neuerungen im Ehegesetz. Die Sowjetregierung vermeidet es, sich offiziell über die geplante Ehereform zu äußern. Aber so war es auch mit der Fünftagewoche. In der Öffentlichkeit diskutiert man auch damals die Reformpläne, bis dann eines Tages ein Dekret vom Kreml sie zum Teil aufhob. Mit Recht glaubt man nun in Moskau, daß die Regierung auch gegenüber dem Ehegesetz so ohne Hemmungen handeln werde. Im offiziellen Mosauer Rundfunk läßt man Verträge halten, die auf Mängel des geltenden Ehegesetzes hinweisen. Man sagt, das Gesetz sei vielfach mißbraucht worden. Deshalb soll eine Veränderung des Gesetzes unbedingt nötig sein. Auch die Frage der Alimente bedürfte dringend der Umänderung. Als eine Konzeption an das Volk will man in Moskau einen „Gesetzentwurf“ zusammenstellen, in dem der Begriff der „Kameradschafts-Ehe“ enthalten sein soll. Belegt wird jedoch die Arbeit der Mosauer Reformisten nicht sein, denn der Sowjetbürger ist an das jetzt seit 15 Jahren geltende Ehegesetz schon allzu sehr gewöhnt. Nathan Gurdus.

Weihnachtswunder

Ganz finstere Augenblicke gibt es im Leben, in denen unsere Seele, vom letzten Schimmer des Hoffens gelöst, nur die eine wilde Unabänderlichkeit noch glaubt, sich ins kalte Nichts hinüberzuweihen zu müssen. Wenn dann plötzlich in unlerne dunkle Abteere hinein das Schicksal ganz dicht hinter uns tritt und uns wie ein verrottetes Kind samt beim Überlappchen löst, daß wir sehr machen müssen, ihm in die müsterguten Augen zu sehen, dann fällt ein Blendhaluz über uns, der heller scheint als selbst die Sonne, und wärmer ist als sie. So daß die Sprache kein Wort dafür weiß, und ganz wie ein Kind nimmt du die hingehaltene Zukertüte in deine unsicheren Hände und lächelt so brunnentief und leise, wie du eben noch geweint.

Und nun mein Erlebnis: Hingebeugt in meine innere Trübnis, gehe ich an einem der Vorweihnachtstage planlos durch eine der von drängenden Menschen erfüllten Straßen. Doch was wollte ich hier? Mitlen unter denen, die ausgingen, Geschenke zu kaufen. Herr und Geldbeutel hatten einander selten die Waage. Ich hatte wohl zuviel vom ersten. Und bittere Gedanken hingen in mir auf vom Lügen der Liebe, des Wohlwuns und weihnachtlichen Geistes.

Da rief mich jemand an. Einer, mit dem ich damals ausgerückt war ins Feld, 1914. Ein einfacher Landwirt aus der Umgebung dieser Stadt. Primisio ist wohl das laubfüllige Schlagwort für diese Menschenkenntnis. Wir waren nur kurze Zeit befreundet gewesen, damals, und hatten kaum eine andere Beziehung zueinander als diese gleiche aufgewungene Leid aller, die den Krieg nicht wollten. Aber er war der erste Mensch,

den ich verwundet neben mir zusammenbrechen sah, im Ansturm auf einen Feind, den keiner sah, und den ich und viele mit mir auch nie als solchen empfanden. Er war der erste Mann, den ich wie ein Kind lächeln hörte, so hilflos, so weh, daß mir im gleichen Augenblick erst das ganze anlagbare Verbrechen am Mensch zum grausen nächsten Bewußtsein kam. Den Schrei dieses gepeinigten Menschenwillens hinter mir, fürzte ich mit den anderen weiter vor — gegen einen Feind, den keiner sah. Von dem verwundeten Kameraden hörte ich dann nichts mehr. Bis wir uns, nach dem „glorreichen“ Menschenjachten, einmal in der Heimat begegneten und ein paar süchtige Worte miteinander wechselten.

Und nun standen wir wieder beisammen, hier auf der belebten Straße des Lebens, und tauchten Worte aus wie Reute, die einmal in Stunden der Not zusammengelassen. Da fragte er — der Primisio —, ob ich ein Glas Bier mit ihm trinken wolle. Und während ich das mit einer freundlichen Gekörnung ablehnen mußte, weil mich bei der geradezu infantilen Klüte und meiner Niedererfährtheit überdies das Wort „Bier“ noch stärker erstickte ließ, geschah ein Weihnachtswunder. Dieser schlichte Mann mußte wohl den unabwendbaren Willen haben, mir augenblicks etwas Liebes zu erzeigen. So kam es beinahe verlegen von seinen Lippen: „Komm, dann geh' wir hier rein, und ich kauf' eine Schachtel Pralinen für deine Frau!“ Damit botte er mich, jede Entgegnung absetzend, beim Arm gefaßt und zog mich mit in den Laden. „Eine kleine Packung!“ Verkäuferinnen lassen sich das nicht bestimmen lassen. „Aber, lieber Herr, ich bin doch...“ Doch lachend aber nicht bestimmend erfuhr: „Gut! Diese hier packen Sie ein, Primisio!“ Es war die allereuerste Packung raus. Draußen verabschiedete er sich ganz schnell. Im Weggehen rief er mir zu: „Wenn du in die Nähe kommst, hörst du, besuch' mich mal! Und

einen schönen Gruß an deine Frau zu Weihnacht!“

Fort war er vom Trubel der Straße verschludt.

Wahnte er, der schlichte Mann, wohl, daß er mein Weihnachtsgelb gemeldet? Ohne ihn wäre ich als Bettler an den Gassenrand getreten.

Ja, so primisio müssen wir sein, wenn wir den Geist der Weihnacht über sollen.

Karl Schneider — de Witt.

Weshalb gute Schwimmer sinken

Es trifft nicht zu, daß Herzschlag — wie vielfach behauptet wird — die häufigste Ursache dafür ist, daß gute Schwimmer zuweilen plötzlich unterinken und in den Wellen den Tod finden. Viel öfter trägt ein nicht beachtetes, von früheren Ohnerentfrantungen zurückgebliebenes Loch im Trommelfell die Schuld daran, durch das beim Schwimmen Wasser in die Paukenhöhle dringt. Dadurch wird der im Ohrabgleich befindliche Apparat für Gleichgewichtszwecke gestört. Der Schwimmer verliert seinen Gleichgewichtssinn, merkt nicht mehr, was oben und unten ist, findet die Wasseroberfläche nicht und versinkt und erstickt im Wasser. Alle Menschen, die wissen, daß sie ein durchlöcheretes Trommelfell haben, und auch diejenigen, die es nicht wissen, bei denen aber wegen früherer Ohnerentfrantungen eine derartige Wölglichkeit besteht, sollten daher stets, bevor sie ins Wasser gehen, das Ohr mit einem gut eingeseiteten Wattepfropfen verschließen, der das Eindringen von Wasser verhindert. Schon oft ist auf die Notwendigkeit dieser Vorichtsmaßregel hingewiesen worden, und doch wird immer wieder dagegen geblöht!